

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Aus den Zeiten des deutschen Fürstenbundes**

**Erdmannsdörffer, Bernhard**

**Heidelberg, 1885**

Hochansehnliche Versammlung! [Rede]

[urn:nbn:de:bsz:31-74888](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-74888)

## Hochansehnliche Versammlung!

Der Tag ist wiedergekehrt, welchen das dankbare, pietätsvolle Herkommen unserer Hochschule dem Andenken ihres zweiten Begründers, des Grossherzogs Karl Friedrich, geweiht hat.

Ein Tag der Erinnerung und erinnernden Zusammenfassens: Rückschau zu halten auf Erlebtes, Umschau auf den verschiedenen Gebieten des Erstrebt, das ist der Inhalt dieser jährlichen Festfeier gewesen seit den Tagen der Erneuerung, und mit keinem anderen Anlass hätte diese Aufgabe würdiger und bedeutungsvoller verbunden werden können, als mit der Feier des verehrungswürdigen Fürsten, dem unsere Hochschule die gesunde Grundlage ihres Daseins verdankt, den dieses Land als den Weisesten seiner Herrscher ehrt, und von dem der Führer seines Jahrhunderts, Friedrich der Grosse, es noch in den letzten Zeiten seines Lebens ausgesprochen hat: von allen seinen fürstlichen Zeitgenossen sei dieser Markgraf von Baden derjenige, welchem er die höchste Achtung zolle.<sup>1)</sup>

In höherem Maasse, als manche andere Jahresfolge, bietet uns, wie mir scheint, das Jahrzehnt, in welchem wir leben, Veranlassung zu rückschauenden Erwägungen.

Im vergangenen Jahre feierte die Bevölkerung Badens das Andenken an jene grosse vor hundert Jahren erfolgte Befreiungsthat Karl Friedrichs, die Aufhebung der Leibeigenschaft.

Schon jetzt sind unser Aller Gedanken vielfältig beschäftigt mit der hohen Feier des halbtausendjährigen Bestehens unserer Universität, welche das Jahr 1886 uns bringen wird: umfassende wissenschaftliche Arbeiten sind im Gange, durch welche das Bild dieser inhaltreichen und wechsellvollen

akademischen Vergangenheit auf Grund der eindringlichsten Studien in authentischer Actenform und in erzählender Darstellung vor die Augen des heutigen Geschlechtes geführt werden soll. Ein Bild, welches zu nachdenklichen Betrachtungen über Vergangenheit und Gegenwart, zu Selbstprüfung und Rechenschaft reichlichen Anlass bieten wird.

Oder sollen wir uns der merkwürdigen Perspectives erinnern, die vor nun etwa dreissig Jahren Gervinus, gestützt auf die Analogie der letzten Jahrhunderte und auf gewisse von ihm wahrgenommene chronologische Zahlenproportionen in der Geschichte unseres Jahrhunderts, für die Jahre eröffnen zu können vermeinte, in denen wir jetzt leben?<sup>2)</sup>

Und einen säcularen Gedenktag wird noch der Schluss dieses Jahrzehntes uns bringen, ernste Gedanken zu wecken vor allen geeignet. Im Jahre 1889 werden hundert Jahre vergangen sein, seitdem die französische Revolution in die Welt trat. Und wenn das gewaltige Ereigniss, welches am Eingang der neueren Geschichte der europäischen Menschheit steht, auch in jeder Fiber unserer Gegenwart noch nachzittert, wenn es in Hass und Liebe, in der Bewunderung und dem Abscheu, die es erweckt, noch jetzt und für uns selbst gleichsam ein lebendiges und gegenwärtiges ist: so mag doch der Rückblick auf hundert seitdem vollendete Jahre dem heutigen Geschlechte noch eine besondere Veranlassung bieten, sich auf sich selbst zu besinnen und seines Verhältnisses sich klar bewusst zu werden zu jener grossen Katastrophe, in welcher ein sterbliches und ein unsterbliches Theil zu so wunderbarer lösender und fesselnder, ordnender und verwirrender, erhebender und niederschlagender Wirkung mit einander verbunden sind.

Indem mir heute das ehrenvolle Amt des Wortes von dieser Stelle aus und vor einer so erlesenen Versammlung obliegt, gedenke ich nicht, der Folge der Jahre vorgreifend, Ihre Gedanken nach dieser Seite hin zu richten. Aber indem ich sowohl der Weisung meines wissenschaftlichen Berufes folge, als jenem bezeichneten Impulse zu säcularer Retrospective, so erscheinen mir auch die Jahre der deutschen Geschichte, von denen uns jetzt ungefähr ein Jahrhundert trennt, inhaltsvoll und bedeutsam genug,

um den Versuch eines zusammenfassenden Rückblickes auf sie wenigstens nach einigen der wichtigsten Seiten hin zu unternehmen.

Es sind die Jahre, die dem jähen Zusammenbruch unserer alten deutschen Ordnungen unmittelbar vorausgingen. Ein vernichtender Urtheilsspruch ist wider sie ergangen und vollzogen worden, und wer mag an seiner Gerechtigkeit zweifeln? Aber wer auch könnte verkennen, dass diese Zeiten doch erfüllt waren von edlen gedankenreichen Antrieben, von mannichfaltigen in sich nicht unbegründeten Hoffnungen und werthvollen Ansätzen? Heute vor hundert Jahren war Friedrichs des Grossen „Project eines deutschen Fürstenbundes“ bereits geschrieben und die Verhandlungen zu seiner Realisirung im Gange. Die Aussicht auf eine zukunftsverheissende Regeneration des deutschen Staatslebens aus der eigenen Kraft der Nation heraus schien nicht ausser dem Bereiche der Möglichkeiten zu liegen, und neben vielen dünnen Zweigen, die fallen mussten, war der Baum des deutschen Lebens doch auch reich an gesunden jungen Trieben.

Diese ganze Welt ist gefallen und versunken unter den Schlägen eines ungeheuren Schicksals. Sie hätte sich entwickeln, ihre Keime entfalten können in gewöhnlichen Zeitläufen. Aber die Kraft des Widerstandes war nicht in ihr — den elementargewaltigen Stürmen der neunziger Jahre war sie nicht gewachsen.

Lassen Sie uns heute einige Blicke auf jene Jahre werfen, die diesen Stürmen vorangingen, und in denen auch der edle deutsche Fürst, dessen Andenken uns heute erfüllt, uns überall da entgegentritt, wo die besten Gedanken und Bestrebungen des Zeitalters in Wirkung stehen.

## I.

Versetzen wir uns im Geiste zurück in die ersten achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, so gewähren uns die allgemeinen politischen Verhältnisse der deutschen Reichslande, äusserlich betrachtet, den Anblick beständiger, hier besser, dort minder wohl begründeter, im Ganzen ruhiger

und dauerverheissender Zustände. Ein Zeitalter grosser Stürme ist zu Ende gegangen. Seit dem Hubertusburger Frieden ruhten die Waffen in Deutschland, und die kurze Episode des bairischen Erbfolgekrieges hatte nur gezeigt, dass eine gewaltsame Verschiebung der bestehenden Machtverhältnisse auf entschlossenen und übermächtigen Widerspruch stiess. Der Antagonismus der beiden deutschen Grossmächte, welcher seit dem Jahre 1740 die deutsche Politik beherrscht und die der übrigen europäischen Staaten wesentlich beeinflusst hatte, schien zu einem willig oder widerwillig anerkannten Zustand des Gleichgewichts sich abgeklärt zu haben. Keine brennende politische Streitfrage von grösseren Dimensionen schien Verwickelungen ernsterer Art in nahe Aussicht zu stellen. Vom fernen östlichen Himmel her wetterleuchtete es wohl von Zeit zu Zeit weit über Europa hin, wenn etwa Josef II. und Katharina von Russland über ein neues Abkommen gegen die Türkei einig geworden waren. Aber zunächst berührten diese fernen Händel das deutsche Leben nicht unmittelbar. Was sie doch auch für Deutschland bedeuteten, das vermochten nur wenige Wissende zu erkennen; vollkommen durchschaute es selbst der greise Held kaum, der von dem stillen Gemache zu Sanssouci aus das Getriebe der weiten Welt in dem Bann seines Adlerblickes hielt und schweigend seine Gegenzüge that. Nach der anderen Seite hin waren die beiden Westmächte, Frankreich und England, durch die noch andauernden amerikanischen Verwickelungen völlig in Anspruch genommen, an denen leider deutsche Truppen in ansehnlicher Zahl, das deutsche Staatsinteresse aber sehr wenig betheiligt war. Welcher Gewinn aber schien selbst aus diesen entlegenen Kämpfen entspringen zu können für die Aufrichtung friedlicher völkerrechtlicher Ordnungen, wenn durch sie veranlasst das neue Seerecht der Neutralen zur Geltung gelangte, mit dessen Aufstellung eben damals Katharina II. hervortrat.<sup>5)</sup>

Frieden herrschte im Reiche und an seinen Grenzen. Und auf Werke des Friedens und friedlicher Cultur ist in jener Zeit der Sinn des deutschen Volkes und seiner Fürsten vielleicht einmüthiger gerichtet gewesen, als in irgend einer Epoche unserer Geschichte.

Ich will hier nicht sprechen von den dichterischen und wissenschaftlichen Grossthaten jenes unvergleichlichen Zeitalters. Aber so sehr dieses Schaffen und diese Schöpfungen Geister und Herzen erfüllten, es geht durch das ganze Zeitalter noch ein anderer Zug friedlicher Culturbestrebungen hindurch, der ihm eigenthümlich und der nicht minder verehrungswürdig ist.

In dem Maasse als die Fragen der grossen Politik vermöge des äusseren Friedensstandes dem allgemeinen Interesse ferner gerückt waren, wandte sich dieses der Betrachtung der inneren Verhältnisse der Staaten zu. Die Missstände in Gesetzgebung und Verwaltung, die Schwere des politischen Druckes und die Fülle des socialen Elendes zogen die Blicke aller Denkenden immer nachdrücklicher auf sich. An den Idealen des humanitären Jahrhunderts, welches Kant noch nicht ein aufgeklärtes, aber ein Zeitalter der Aufklärung zu nennen gebot, maass man die vorhandenen Zustände, sann auf Wege der Besserung, erfand Theorien und Projecte im Grossen und wusste vorläufig im Kleinen wenigstens manchem Uebel Abhilfe zu schaffen. Neben Dichtung und Philosophie wohnt in den Gemüthern jener Generation ein warmherziges aufrichtiges Sehnen nach Linderung des menschlichen Elendes, nach Erweiterung der Sphäre menschlichen Glückes und befriedigender Bedingungen des Daseins.

Diese Stimmung findet ihren Ausdruck in den publicistischen Erzeugnissen der Zeit und sie durchdringt ebenso weite Kreise unserer erwachenden Literatur. Sie war vor allem aber auch an nicht wenigen Stellen lebendig in den Kreisen der Regierenden, der Fürsten und des deutschen Beamtenhums.

Dem man würde Unrecht thun zu verkennen, dass an den deutschen Höfen und in den deutschen Regierungen im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts weithin ein neuer Geist eingezogen war, der im Einklang stand mit den befreienden, auf Menschenglück bedachten Forderungen des Zeitalters. Jene entarteten Söhne des deutschen Fürstenstandes, welche damals ihren vielberufenen ehrlosen Soldatenschacher mit den Engländern für den Krieg in Nordamerika betrieben, haben mit ihrem Thun einen nie zu vergessenden Schandfleck auf die Geschichte jener Jahre gelegt; manche andere

schwer zu ertragende Sünden eines in der Enge kleinstaatlicher Verhältnisse verstockten Despotismus grassirten auch jetzt noch weiter. Aber weithin über den Boden des Vaterlandes gewahren wir doch auch die Zeichen neuer glückverheissender Bestrebungen: an der einen Stelle anknüpfend an Natur und Geschichte des heimischen Landes, wie in dem Fridericianischen Preussen, an anderen Stellen an die von Frankreich herübergetragenen Lehren der physiokratischen Schule; hier stärker in dem praktisch Erreichten, dort weiter gehend in dem theoretisch Erstrebten; an vielen Stellen versetzt mit einem gewissen Elemente von unklarer Schwärmerei und philanthropischer Sentimentalität — überall aber voll Glauben und voll Hoffnung.

Wie reich an fruchtbaren Keimen dieser Art ist die Regierung Friedrichs des Grossen in seinen späteren Friedensjahren gewesen.<sup>4)</sup> Wie schwungvoll, bei aller despotischen Gewaltsamkeit der Ausführung, der Idealismus, womit Josef II. in den ersten Zeiten seines Selbstherrscherthums die Aufgaben der inneren Reform ergriff. Und blicken wir auf die Gebiete der kleineren Reichsstaaten, so tritt uns vor allen die ehrwürdige Gestalt unseres Karl Friedrich von Baden entgegen, dessen ernste, von tiefer Menschenliebe erfüllte Seele in den Aufgaben der politischen und wirthschaftlichen Besserung den Mittelpunkt ihres Daseins fühlte. Nicht minder regt sich der neue Geist in den mitteldeutschen Landen. Mit allen Elementen der aufstrebenden humanen Bildung im Bunde wirkte in seinem kleinen Lande der treffliche Fürst Franz von Dessau. In Kursachsen geht man seit den Zeiten des einsichtigen und wohlwollenden Kurfürsten Friedrich Christian an die Arbeit, die schweren Schäden zu heilen, die das wüste Regiment der beiden polnischen Auguste dem Lande geschlagen. In den thüringischen Herzogthümern ist es besonders das Weimar Karl Augusts, wo sich das Wohlwollen eines geistvollen, menschenfreundlichen Fürsten und die eifrige Arbeit seines Dichter-Staatsmanns zu heilsamen Reformversuchen verbanden, und es ist bekannt, wie unmuthig Goethe es ertrug, wenn die schwerfällige Complicirt-heit der Regierungsmaschinerie und die zähe Vertheidigung der bestehenden landständisch-feudalen Vorrechte ihm die Unmöglichkeit vor Augen stellte,

für das Wohl der gedrückten Bauern durchschlagende Vortheile durchzusetzen. „Dass doch der Mensch,“ ruft er aus „so viel für sich thun kann und so wenig für Andere; dass es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, Menschen zu nutzen!“ „Aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken (schreibt er an einer anderen Stelle) und ringe mit dem unbekanntem Engel, sollt ich mir auch die Hüft' ausrenken.“ Zuletzt tröstet er sich, wenn wenigstens einiges im Kleinen gelingt: „man begiesst einen Garten, wenn man dem Lande keinen Regen verschaffen kann.“<sup>5)</sup>

Diesem allgemeinen Zuge aufgeklärter gemeinnütziger Bestrebungen hat selbst das geistliche Reichsfürstenthum sich nicht versagt. Das humane Streben des Bischofs Franz Ludwig von Erthal in seiner Würzburger und Bamberger Diöcese wird dem deutschen Episcopate des achtzehnten Jahrhunderts unvergessen bleiben; und in demselben Geiste wirkte der treffliche Franz von Fürstenberg im Münsterland, Karl Theodor von Dalberg als kurmainzischer Statthalter in Erfurt. Hätten wir eine Geschichte der deutschen Verwaltungen in diesem Zeitalter, so würde es noch mehr zu Tage treten, an wie vielen Stellen rege Menschenliebe und einsichtiger Fleiss sich damals bemühten, unsere bürgerlichen Zustände zu bessern, die öffentlichen Verhältnisse zu veredeln, das Leben lebenswerther zu machen auch für die Mühseligen und Beladenen. In gewissem Sinne und mit gewissen, durch die Verschiedenheit der vorangegangenen Entwicklungen bedingten Modificationen hat doch auch bei uns ein ähnlicher Process sich zu vollziehen begonnen, wie ihn Tocqueville für die Zeit Ludwigs XVI. in Frankreich beschreibt: Verfassung und Gesetze waren dieselben geblieben, aber die Ausführung war eine andere, bessere geworden.<sup>6)</sup>

Nun lässt sich gewiss nicht verkennen, dass diesen wohlmeinenden Thätigkeiten nicht überall, ja vielleicht in den wenigsten Fällen, die Kraft des Vollbringens und Vollendens ausreichend zur Seite stand. Nicht überall entsprach das Maass des technischen Könnens und die Nachhaltigkeit der eingesetzten Kraft der Reinheit des Wollens und dem hochstrebenden Fluge der Gedanken. Der Widerstand verletzter Interessen war heftig und nach-

haltig; die für die Zwecke der Reform gebrauchten Mittel waren oft noch mehr despotisch als aufgeklärt. Auf viele dieser Neuerer lässt sich das Wort anwenden, was Herder einmal von Josef II. ausspricht: es gelte für sein Thun nicht das cäsarische „veni vidi vici“, sondern nur der Spruch: ich kam, ich sah, und — ich wollte! Aber so sehr wir gewohnt und berechtigt sind, in der Sphäre des handelnden Lebens die siegreiche That zu preisen und die Palme ihr allein zu bewahren: dankbar anerkennendes Erinnern gebührt auch dem edlen Wollen. Und wenn das geistige Leben unserer Nation in jenen reichen, schöpferischen Jahrzehnten immer von neuem unsere Betrachtung und Bewunderung auf sich zieht, so sollen wir uns dessen bewusst bleiben, dass zu den Elementen, aus denen sich die Atmosphäre dieses Zeitalters zusammensetzt, zu den hohen Idealen, welche Geist und Gemüth jener Generation erfüllten, neben den ästhetischen und wissenschaftlichen Interessen auch jene Gedankenreihen gehörten, die auf bürgerliche und sociale Reform, auf Erhöhung und Veredelung des Lebens in Staat und Gesellschaft gerichtet waren, und denen durch unberechenbare nationale Schicksale ohne gleichen die Tage des möglichen Reifens verkürzt wurden.

## II.

Unberechenbar und unvorhergesehen. Denn im Grossen und Ganzen hat man doch in Deutschland bis zur französischen Revolution und den aus ihr entspringenden Ereignissen an eine gesicherte Dauer der bestehenden Staatsformen in ihren Hauptzügen geglaubt. Mochte ihre Unzulänglichkeit und Verderblichkeit schon längst in Schriften aller Art bewiesen sein, mochte die erregte publicistische Erörterung immer skeptischer und leidenschaftlicher die Frage aufwerfen, was Kaiser und Reich eigentlich noch für die Nation bedeuteten: es konnte diese wesentlich negative Kritik schon darum nicht den Glauben an das Bestehende wirksam erschüttern, weil ihr selbst jeder positive Inhalt, jeder überzeugende Hinweis auf ein erweislich Besseres fehlte. Vergleicht man, was die Publicistik und die staatswissenschaftliche Literatur jener Zeit gearbeitet und geleistet hat auf dem Gebiete der wirth-

schaftlichen und socialen Fragen, mit dem, was literarische Erörterungen in der Sphäre der grossen allgemeinen politischen Fragen, der Neugestaltung des öffentlichen Rechts, der Reform der Reichsverfassung zu Tage gefördert haben, so fällt dieser Vergleich aufs entschiedenste zu Gunsten der ersteren Reihe aus.

In der That, die einzige productive politische Anregung, welche damals für eine Regeneration des deutschen Staatslebens gegeben worden ist, war eine wesentlich conservative und auf die Erhaltung der bestehenden Zustände gerichtet, und sie hatte ihren Ursprung nicht in der Sphäre der Literatur und Wissenschaft, sondern ist von deutschen Fürsten und Ministern ausgegangen. Es ist die Idee einer freien, neben dem Reich stehenden Union deutscher Reichsstände zum Schutze ihrer gefährdeten Interessen, zur Erhaltung der deutschen Reichsverfassung — die Idee des deutschen Fürstenbundes von 1785.

Vergegenwärtigen wir uns einen Augenblick die allgemeine Lage der deutschen Dinge, aus welcher im Beginn der achtziger Jahre der Plan dieser politischen Vereinigung entsprang.<sup>7)</sup>

Wir haben diese Lage soeben nach der Seite ihrer friedlichen und auf innere Reformen gerichteten Gestaltung geschildert. Aber wenden wir den Blick, so gewahren wir ein Bild ganz anderer Art, und erst aus der Zusammenfügung der beiden verschiedenartigen Aspecte ergiebt sich das volle Gesamtbild der öffentlichen Zustände des Zeitalters.

Keine Gefahr von aussen bedrohte den Bestand des Reiches und seine friedliche innere Fortentwicklung. Aber das Ausserordentliche geschah, dass wider beide ein Gegner sich erhob aus der Mitte des Reiches selbst, und dass dieser Gegner der Träger der kaiserlichen Krone war, Josef II.

Indem dieser erste selbständige Vertreter des Hauses Lothringen auf dem alten habsburgischen Kaiserthron sich anschickte, seine österreichischen Erblande zu einem geschlossenen monarchischen Einheitsstaat umzubilden, traf er, wie bekannt, auf Widerstand allenthalben, und er ist diesem Widerstand der bis zur Rebellion vorgehenden landschaftlichen Autonomien schliess-

lich erlegen. Vor allem aber trat Josef II. durch diese Bemühungen in ein neues und bald höchst beunruhigendes Verhältniss zu dem deutschen Reich. Es wollte nicht allzu viel besagen, wenn dieser Kaiser, um seine Erblande ganz seinem centralisirten Gesamtstaatssystem einzufügen, die wenigen dünnen Fäden vollends zerriss, wodurch die österreichischen Lande noch mit dem Reich und seinen Instituten zusammenhingen. Aber in derselben Zeit, wo er diese Ablösung vollbrachte, bedrohte er zugleich das Reich durch eine Reihe höchst allarmirender Massregeln. Wenn er die Thätigkeit des Reichstags thatsächlich zum Stillstand brachte, und daneben durch seinen Reichshofrath in Wien sich die eigenmächtigsten Eingriffe in das Leben der einzelnen Territorien gestattete, wenn er mit seinen kaiserlichen Debitcommissionen auf die Finanzverhältnisse der Reichsstände einen bestimmenden Einfluss zu üben, oder mit seinen kaiserlichen Panisbriefen die Kassen der deutschen Stifter und Klöster zu beschweren suchte, so erregten schon alle diese ungewohnten Neuerungen Argwohn und Verstimmung in weiten Kreisen. Einen noch viel bedrohlicheren Eindruck machte das gewaltsame Verfahren Josefs gegen die Bisthümer Passau und Salzburg, von deren Diöcesen er eigenmächtig die in Oesterreich gelegenen Theile losriss. Aehnliche Uebergriffe wiederholten sich an anderen Stellen, wie in Regensburg und Constanz. Es war das Ueberraschendste, was geschehen konnte, wenn der Kaiser, dessen Vorgänger von Alters her Schutzherren des geistlichen Fürstenthums gewesen waren und auf dieses zum guten Theil ihren Einfluss im Reich gestützt hatten, jetzt sich nicht scheute, diesen ansehnlichen Theil des deutschen Reichsfürstenstandes aufs empfindlichste zu verletzen und zu bedrohen.

Aber damit nicht genug. Indem Josef II. die hohe deutsche Prälatur in den Bedingungen ihrer Existenz und Selbständigkeit anzugreifen schien, war er zugleich eifrig darauf bedacht, sich der wichtigsten Positionen und Besitzthümer derselben für sein eigenes Haus zu bemächtigen. Für seinen jüngsten Bruder Maximilian erreichte er, indem er die lebhaften Gegenbemühungen Friedrichs des Grossen glücklich überwand, die Wahl

zum Coadjutor der Bisthümer Köln und Münster, und damit für das Haus Oesterreich die Aussicht auf mächtig verstärkten Einfluss im Kurfürstencolleg und auf die beiden wichtigsten geistlichen Territorien in den rheinischen und westfälischen Landen. Die Meinung war verbreitet, dass für denselben jungen Erzherzog, der eben damals auch Hochmeister des Deutschordens wurde, auch die Bisthümer Hildesheim und Paderborn, vielleicht selbst das von Salzburg in Aussicht genommen sei; in die Bisthümer Freising, Augsburg, Constanz gedenke Josef lothringisch-habsburgische Prinzen von der toscanischen Linie seines Hauses zu bringen; selbst Mainz, vermuthete man, sei nicht sicher vor gleichen Versuchen des Kaisers.

Es erschien wie ein wohlgeplanter, von allen Seiten her zum Angriff vorgehender Eroberungszug dieses neuen Hauses Oesterreich gegen die reichsten und wohlgelegensten unter den geistlichen Stiftern des Reichs. Realisirten sich alle diese Pläne, mit denen man auch gewisse Spuren von neu auftauchenden Absichten auf die Erwerbung von Württemberg in Verbindung brachte, so wuchs die Macht des siegreichen Hauses ins Unermessliche. Unwiderstehlich aber wurde sie, wenn dem ungestüm um sich greifenden Ehrgeiz Josefs II. die verwegenste seiner Unternehmungen gelang — die Einverleibung von Baiern in die Staaten der österreichischen Monarchie.

Zweimal hat Josef den Versuch gewagt, sich für den nie verschmerzten Verlust von Schlesien Ersatz zu gewinnen in dem Erbe der Wittelsbacher. So energisch die Zurückweisung war, die er in dem bairischen Erbfolgekrieg von Friedrich dem Grossen erfuhr, er gab die Hoffnung nicht auf. Jetzt im Jahre 1784 kam er auf diese Pläne zurück, als Kurfürst Karl Theodor von Baiern und der Pfalz sich geneigt zeigte, auf den vorgeschlagenen Ländertausch einzugehen und sein ungeliebtes bairisches Erbland dahin zu geben gegen die österreichisch-belgischen Niederlande und gegen die Krone eines neuen Königreichs Burgund.

Und dieser neue Vorstoss nach Baiern war nun unendlich besser vorbereitet, als der erste. Josef II. hatte die volle Gunst der diplomatischen Lage

jetzt ebenso für sich, wie er sie früher gegen sich gehabt hatte. Es war ihm gelungen, den alten preussischen Widersacher, der einige Jahre früher schirmend dem Hause Baiern zur Seite gestanden und dabei alle übrigen Grossmächte zustimmend auf seiner Seite gehabt hatte, jetzt völlig zu isoliren. Mit einer klug berechneten Politik scheinbar uneigennützigter Entsagung in den orientalischen Angelegenheiten hatte er die Freundschaft Russlands gewonnen, hatte Friedrich den Grossen aus der russischen Alliance hinausgedrängt, welche seit zwanzig Jahren die Hauptstütze seiner auswärtigen Politik gewesen war. Josef II. hatte für sein bairisches Tauschproject die Einwilligung der Kaiserin Katharina, und er hatte nicht minder Ursache, auf die Zustimmung Frankreichs, auf die Gleichgiltigkeit Englands zu rechnen.

So war alles auf's trefflichste gerüstet für diesen neuen Feldzug des deutschen Kaisers gegen das deutsche Reich. Wenn er gelang und in Zusammenhang mit ihm die Pläne auf die deutschen Bisthümer verwirklicht wurden, so war die Herrschaft über Süddeutschland eine vollendete Thatsache; aber ihre Folgen schienen noch viel weiter greifen zu müssen: wenn die Besitznahme Baierns vorangeht (sagte Joh. v. Müller in seiner Schrift über den Fürstenbund), so ist die Eroberung des Reiches nicht mehr zu hindern.

So in den Hauptzügen die Lage unserer öffentlichen Angelegenheiten heute vor hundert Jahren, wie sie sich, von dieser Seite betrachtet, darstellt.

In diesem nach Natur und Geschichte so conservativen alten deutschen Reich trat sein Kaiser auf als Revolutionär und als Eroberer. Was mit dem gewaltsamen Missbrauch seiner kaiserlichen Stellung und mit den erzwungenen oder erkaufte Wahlstimmen deutscher Domcapitel begonnen war, das sollte jetzt, ohne Waffen, zu Ende geführt werden mit Hilfe der Bereitwilligkeit eines pflichtvergessenen Fürsten und unter dem diplomatischen Druck der für Oesterreich gewonnenen Grossmächte.

Aus dem Widerstand aller betroffenen Elemente aber gegen ein so ausserordentliches Beginnen erwuchs die Union von 1785, der Bund aller conservativer Reichsinteressen gegen das weitab von seinen herkömmlichen Bahnen schweifende Haus Oesterreich,

### III.

Man kann nicht sagen, dass die Idee der Union eine eigentlich neue gewesen sei, als sie in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts für einige Zeit in den Vordergrund des deutschen politischen Lebens gestellt wurde. In mannichfaltigsten Modificationen hat seit dem Ende des 15. Jahrhunderts der Gedanke der freien Association der Reichsstände die politische Action und das politische Denken bei uns bewegt. Der Schmalkaldische Bund im sechzehnten, Union und Liga im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, die brandenburgischen Unionsversuche des grossen Kurfürsten, der rheinische Bund von 1658, das deutsche Unionsproject von Leibnitz sind alle gleichsam Variationen desselben Gedankens, welche bald mehr conservativ abwehrend, bald mehr revolutionär angreifend immer im Grunde darauf gerichtet waren, die Erhaltung der bestehenden Reichsordnung durch ihre Reform im Sinne einer föderativen Gestaltung zu bewirken.

Alle diese Bündnisse und Bündnissprojecte hatten direct oder indirect ihre Spitze gegen Oesterreich und seine deutsche Kaiserpolitik gewandt. Als daher im achtzehnten Jahrhundert der Antagonismus zwischen Oesterreich und Preussen zur Entfaltung gelangte, war es natürlich, dass auch diese alte Waffe gegen das Kaiserhaus in dem preussischen Arsenal nicht fehlte. Friedrich der Grosse hat in verschiedenen Epochen seines Lebens sich mit der Idee eines deutschen Fürstenbundes beschäftigt. Er trat ihr zum ersten Mal nahe in der Zeit zwischen dem ersten und zweiten schlesischen Kriege (1743), als es galt, für seinen Schützling, den bairischen Kaiser Karl VII., einen festen Rückhalt im Reich gegen die Feindseligkeit Oesterreichs zu gewinnen. Der Plan ist damals von Baiern ausgegangen, von Friedrich gebilligt und unterstützt worden; aber über die ersten vorbereitenden Verhandlungen ist man damit nicht hinausgekommen.<sup>8)</sup> In der Folge hat der König dann noch mehrmals auf den Gedanken zurückgegriffen, zuletzt während des bairischen Erbfolgekrieges, immer jedoch ohne gerade entscheidendes Gewicht darauf zu legen und ohne für die Realisirung des Planes seine volle Kraft einzusetzen. Jeder Versuch dieser Art war

für ihn im Grunde nicht mehr und nichts anderes, als ein diplomatisches Kampfmittel gegen Oesterreich, und so lange er über andere wirksamere Waffen verfügte, zog er diese um so mehr vor, als er von der Leistungsfähigkeit und von der Zuverlässigkeit der deutschen Fürsten, besonders seit den Zeiten des siebenjährigen Krieges, eine ziemlich niedrige Vorstellung hatte. Man darf es, wie jetzt unsere Kunde von den intimsten Zusammenhängen jener Vorgänge liegt, aussprechen, dass Friedrich der Grosse die Idee des deutschen Fürstenbundes erst dann ernstlich ergriffen und zum Mittelpunkt seiner Politik gemacht hat, als er in den letzten Zeiten seines Lebens von Josef II. schwer gefährdet, von Russland aufgegeben, von Frankreich und England im Stich gelassen, sich in einem Zustand völliger Isolirtheit erblickte, in welchem das gleich ihm in seiner Unabhängigkeit bedrohte deutsche Reichsfürstenthum als der einzige Verbündete erschien, der sich noch darbot.<sup>9)</sup> Jetzt aber, im Jahr 1784, ergriff er dieses Mittel, und nur dadurch, dass er es ergriff, wurde der Fürstenbund ein Ereigniss von historischer Wirkung, wurden die Pläne Josefs II. vereitelt und noch einmal für kurze Frist die alten Reichsformen in ihrem Bestande aufrecht erhalten, nicht ohne vielfältige daran geknüpfte Hoffnungen, dass in allmählicher Weiterbildung des Gegebenen eine befriedigendere Gestaltung der öffentlichen Zustände gewonnen werden könne.

Aber ich wende mich ab von diesen Betrachtungen, welche die Stellung Preussens zum Fürstenbunde betreffen, und wir werfen zum Schluss noch einen Blick auf die Kreise der kleineren deutschen Fürstenthümer und, wie es der Bedeutung des heutigen Tages entspricht, besonders auf die Beziehungen Badens und Karl Friedrichs zu diesen merkwürdigen Vorgängen.

Es lässt sich nicht verkennen, dass durch die Entwicklung, welche die deutschen Dinge im achtzehnten Jahrhundert genommen hatten, die Lage der kleinen und mittleren Reichsstaaten, der geistlichen sowohl wie der weltlichen, eine andere geworden war. Die Garantien ihrer Unabhängigkeit schienen minder fest, seitdem mit dem Emporkommen Preussens zwei Grossmächte Mitglieder der Reichsgenossenschaft waren. Wie leicht konnte

es sich ereignen, dass in dem Streite dieser beiden Gegner der Rahmen der Reichsverfassung, der alles schützte und zusammenhielt, überhaupt auseinandergesprengt wurde. Wie nahe lag der Gedanke, dass einmal die beiden rivalisirenden Grossmächte sich verständigen könnten auf Kosten ihrer machtlosen Nachbarn. In der That waren schon während des österreichischen Erbfolgekrieges Projecte entstanden, welche auf eine umfassende Säcularisation deutscher Bisthümer und auf die Mediatisirung der vornehmsten Reichsstädte hinzielten. Pläne, welche damals aus dem Cabinet des bairischen katholischen Kaisers an Friedrich den Grossen gebracht wurden und dessen lebhafteste Zustimmung fanden. Wie leicht konnte sich ähnliches in einer anderen Combination wiederholen.<sup>10)</sup> An lockenden Versuchungen, die von dem Wiener Hofe an den preussischen Herrscher ergingen, sich in Norddeutschland zu arrondiren und Oesterreich im Süden gewähren zu lassen, hat es nicht gefehlt.

Das Gefühl, in einem doch precären Zustande sich zu befinden, kommt in den Kreisen der kleineren Fürsten hin und wieder wirklich zum Ausdruck, wenn auch meist als vorübergehende Stimmung. Ich hebe nur ein Beispiel hervor, welches von allgemeinerem Interesse ist.

Einer von den wenigen rein politischen Geschäftsbriefen Goethe's an Karl August, die wir haben, aus dem Winter des Jahres 1778, giebt von dieser beklommenen Stimmung charakteristisches Zeugniß. Es war die Zeit des bairischen Erbfolgekrieges. Friedrich der Grosse liess durch den General von Möllendorf die Erlaubniß zu preussischen Werbungen im Weimarischen fordern. Grosse Verlegenheit: man fürchtet ebenso die Zulassung der Werber und die üblen ökonomischen Wirkungen für das Land, wie die vorauszu sehenden schlimmen Folgen einer entschiedenen Abweisung; ausserdem ist zu erwarten, dass im Falle der Gewährung die Oesterreicher gleichfalls Werbefreiheit im Lande verlangen werden, und sie sind noch mehr zu fürchten als die Preussen. Was ist in so bedrängter Lage zu thun? Indem Goethe dem Herzog dieselbe darlegt, entwickelt er ihm zugleich den Plan, dass man, neben dilatorischer Behandlung der preussischen Zumuthungen, vor allem durch eine

schnell geschlossene politische Vereinigung mit gleichinteressirten befreundeten deutschen Fürsten — er nennt Hannover, Mainz, Gotha und die übrigen sächsischen Höfe — sich in die Lage bringen müsse, nach beiden Seiten hin „solchen Zumuthungen sich standhaft widersetzen zu können“. Er spricht den Gedanken aus, dass aus diesem Anlass vielleicht überhaupt sich glückliche Folgen entwickeln könnten für eine engere Vereinigung der Reichsfürsten unter einander.<sup>11)</sup>

So tritt uns hier Goethe als Vertreter der reichsständischen Unionsidee entgegen, offenbar aber in dem Sinne, dass die Union eine Schutzwehr sein solle für die Mittleren und Kleinen im Reich gegen das Uebergewicht der beiden Grossmächte, Preussens sowohl als Oesterreichs; eine Auffassung, welche auch bei den Verhandlungen der achtziger Jahre noch häufig wiederkehrt, obgleich der Ausgang des bairischen Erbfolgekrieges in der That die Uneigennützigkeit Friedrichs des Grossen den deutschen Fürsten gegenüber im hellsten Lichte gezeigt hatte.

Weit aufregender aber musste die Wirkung sein, als nun, bald nach dem Teschener Frieden und nach dem Tode Maria Theresias, die geschilderten bedrohlichen Pläne Josefs II. sich zu enthüllen begannen. Während Friedrich der Grosse in den ersten Zeiten die Velleitäten des Kaisers noch leichter nahm, gewahren wir an den geistlichen und weltlichen Höfen in den mittleren und südwestlichen Theilen des Reiches sofort die Symptome ernstester Beunruhigung. Das Gefühl einer unmittelbaren Gefahr, verstärkt durch das Bewusstsein schutzloser Schwäche jedes Einzelnen, bemächtigt sich aller; Schranken und Gegensätze fallen hinweg, die bisher bestanden; katholische und protestantische, geistliche und weltliche Fürsten werden von der gemeinsamen Gefahr vereinigt und treten in vertraute Unterhandlung.

In diesen Verhandlungen hat nun auch Baden eine nicht unwichtige Rolle gespielt, die bei weitem mehr dem persönlichen Ansehen seines Fürsten und der Tüchtigkeit seines ersten Ministers entsprach, als dem Gewicht der

realen Kräfte, die das kleine Land für die angestrebten Zwecke zur Verfügung hätte stellen können.

Schon im Jahre 1782 sehen wir in dem Briefwechsel Karl Friedrichs, besonders mit dem ihm eng befreundeten Fürsten Franz von Dessau, die ersten Andeutungen darüber fallen, wie wünschenswerth es sei, dass die gleichgesinnten deutschen Fürsten bei den jetzigen bedrohlichen Zeitläufen sich näher aneinander schlössen. „Wie fangen wir's an, schreibt der Markgraf im Oktober 1782, dass sich die Guten unter uns [*le bon parti*], wie man im 17. Jahrhundert sagte] einander öfters nähern können, entweder persönlich oder zum wenigsten ganz offenherzig und ohne Scheu schriftlich? Sollten wir uns nicht zuweilen am dritten Ort ganz incognito, ohne das geringste Aufsehen zu machen, sehen können?“ Er schlägt vor, eine fortgesetzte Correspondenz, nöthigen Falls in Chiffren, zu etabliren.<sup>12)</sup> Andere, auch persönlich nahe stehende unter den kleineren Fürsten schlossen sich an, Herzog Ernst von Gotha, Karl August von Weimar; man begann mit dem Herzog von Braunschweig, mit dem Pfalzgrafen von Zweibrücken u. a. Verbindung anzuknüpfen. Auch die geistlichen Fürsten, die ja vor allen durch das Vorgehen des Kaisers sich in Unsicherheit fühlten, zeigten sich zu Schritten gemeinsamer Verständigung bereit; mit dem Fürstbischof von Speier wurden Besprechungen mit gutem Erfolg abgehalten; der Kurfürst von Mainz liess erkennen, dass er sich dem gemeinen Besten nicht entziehen werde, wenn er auf die Unterstützung seiner weltlichen Mitstände rechnen dürfe.

Im Mittelpunkte dieses mit grosser Lebhaftigkeit betriebenen Verkehrs stand nun in diesem ersten Stadium der Verhandlungen vor allen der vertraute Minister Karl Friedrichs, Wilhelm von Edelsheim. In der nicht kleinen Zahl von höheren Staatsbeamten hervorragender Art, welche der menschenkundige Fürst um sich zu sammeln gewusst hat, nimmt Edelsheim unstreitig eine der bedeutendsten Stellen ein. Ein Mann von umfassender Begabung und mit der ganzen vielseitigen Bildung des Zeitalters ausgerüstet; ebenso erprobt auf dem Felde der diplomatischen Action, wie er heimisch ist auf

dem Gebiete der Verwaltungspolitik und in den Fragen der wirtschaftlichen Reformen, die seinen Fürsten am innerlichsten beschäftigten. Eine durchaus anziehende und liebenswürdige Persönlichkeit, der eine eingehende biographische Behandlung einmal zu wünschen wäre. Das Karlsruher Archiv besitzt eine Anzahl von Convoluten, in denen die Correspondenz Edelsheims mit dem Markgrafen gerade für die Jahre, von denen wir hier sprechen, erhalten ist: ein höchst lehrreiches Denkmal für die Geschichte Karl Friedrichs und seiner Regierung in dieser Zeit. Viele hunderte von Briefen und kleinen Billets finden sich da vereinigt, von Tag zu Tage oft, bald über die wichtigsten Angelegenheiten, bald über die kleinsten Vorkommnisse des Lebens und die Alltäglichkeiten von Hof und Regierung. Ein überaus anmuthendes Verhältniss zwischen Fürst und Minister spricht sich in diesen Blättern aus. Von seinen amtlichen Reisen im Lande erstattet Edelsheim aufs genaueste persönlichen Bericht: da weiss er wohl zu erzählen von der begeisterten Dankbarkeit, der er allenthalben begegnet, für die vor kurzem vollzogene Aufhebung der Leibeigenschaft;<sup>13)</sup> oder er schildert mit dem höchsten Interesse die eben damals neu entdeckten und ausgegrabenen alt-römischen Denkmäler von Badenweiler, entwirft Pläne, macht Finanzüberschläge für ihre Erhaltung, und beklagt nur das eine, dass alle diese enthüllten Herrlichkeiten am Lichte des Tages so schnell verblassen und verwittern und dass der Markgraf sie niemals in dem Zustande von Frische und Wohlerhaltung zu Gesicht bekommen werde, wie er so vieles gesehen unmittelbar nach der Aufdeckung.<sup>14)</sup> Zu anderer Zeit wieder berichtet er, ein getreuer Kurgast von Karlsbad, von seiner jährlichen Badereise, gibt Rechenschaft von interessanten Begegnungen und Gesprächen und erzählt, dass auch Goethe aus Weimar wieder da sei — und mit Vergnügen erinnern wir uns dabei, wie auch dieser in seinen Briefen aus Karlsbad wiederholt des klugen und ausgiebigen badischen Geheimeraths gedenkt, mit dem sich so gut politisiren und über Staats- und Wirthschaftssachen sprechen lasse.<sup>15)</sup>

Edelsheims jüngerer Bruder Georg Ludwig, welcher nachmals auch in badische Dienste trat und eine bedeutende Rolle spielte, hatte während des

bairischen Erbfolgekrieges in preussischem Interesse an den von Friedrich dem Grossen veranlassten Verhandlungen über eine Association deutscher Reichsfürsten hervorragenden Antheil genommen.<sup>16)</sup> Er war bei dieser Gelegenheit auch mit dem Karlsruher Hofe in Beziehung getreten, und die beiden Brüder werden sich über die Nützlichkeit der geplanten Vereinigung verständigt haben.

Damals war man zu einem wirksamen Abschluss nicht gelangt. Jetzt nahm der Minister Karl Friedrichs, gegenüber der neuen drängenderen Gefahr, die alten Gedanken wieder auf, in neuer, den veränderten Verhältnissen entsprechender Gestaltung.

In der That ist nun von Edelsheim und dem badischen Hofe, wie es scheint, der erste Anstoss zu den Versuchen einer neuen Parteibildung ausgegangen. Im Herbst 1783 gewahren wir die lebhafteste Bewegung in den Kreisen der kleinstaatlichen Fürsten und Minister; vielfältige Reisen her und hin; Fürst Franz von Dessau, die Herzöge von Gotha und Weimar, auch Karl Friedrich von Baden sind unterwegs; es ist von einer in Leipzig abzuhaltenden Fürstenversammlung die Rede; alle Fäden aber laufen in der Hand Edelsheims zusammen, der für diese Angelegenheiten besonders in dem Hofrath Johann Georg Schlosser, dem Schwager Goethes, einen geschickten und eifrigen Helfer fand.

Es ist, hochansehnliche Versammlung, nicht meine Absicht, Sie in das verwickelte Getriebe dieser langwierigen Negociationen einzuführen.<sup>17)</sup> Noch zwei Jahre vergingen, bis Karl Friedrich am 21. November 1785 seinen Beitritt zu dem Fürstenbunde Friedrichs des Grossen erklärte.

Mit dem ganzen Verlaufe der Verhandlungen, aus denen die Union hervorging, stehen die genannten badischen Namen in engster Verbindung. Das entscheidende, das eigentlich schöpferische Wort konnte nur an der Stelle gesprochen werden, wo Gedanke und Macht im Verein die That erzeugten. Aber mit freudigem Stolze dürfen wir heute darauf hinweisen, dass an jenen denkwürdigen letzten Versuchen, das alte deutsche Reich und

seine Verfassung noch einmal zu regeneriren in Anknüpfung an die Continuität seiner Geschichte und an die vielleicht noch lebensfähigen Elemente in ihr, der badische Staat und sein Fürstenhaus einen aufrichtig gemeinten, von wahren Patriotismus beseelten, ehrenvollen Antheil gehabt haben.

---

### Universitäts-Chronik.

---

Bevor ich zu dem Schlussacte der heutigen Feier, der Verkündung der akademischen Preise übergehe, gebe ich in üblicher Weise einen kurzen Ueberblick über die wichtigeren Erlebnisse der Universität während des heute ablaufenden Jahres.

Was zunächst die Frequenz der Universität betrifft, so dürfen wir mit Genugthuung constatiren, dass dieselbe im Ganzen auch in dem jetzt abgelaufenen Jahre eine erfreuliche Gestaltung zeigte. Die Zahl der immatriculirten Studirenden betrug während des letzten Sommersemesters 968. Abgangszeugnisse sind 485 genommen. Die Zahl der Immatriculationen im gegenwärtigen Semester beläuft sich mit Einschluss der zur Immatriculation vorgemerkten Studirenden auf 280. Es darf angenommen werden, dass die Frequenz des laufenden Semesters jener des unmittelbar vorangegangenen Wintersemesters mindestens gleichkommen wird.

Leider hat die Universitätschronik für das abgelaufene Jahr herbe Verluste zu verzeichnen. Am 5. Juni dieses Jahres starb Geheimerath Dr. Achilles Renaud. Die juristische Wissenschaft hat in ihm eines ihrer hervorragendsten Häupter, die Universität Heidelberg eine unvergleichliche Lehrkraft verloren. Der Name Renauds ist mit der Geschichte des juristischen Studiums an unserer Hochschule in unauflöslicher Weise verbunden; er wird an derselben unvergessen bleiben.

Am 2. November starb der Geheime Hofrath und Professor a. D. Dr. Fühling: als Gelehrter, als Lehrer, als College in den Zeiten seines